

Liebe und verehrte Frau Bürgermeisterin Wanjura, sehr geehrter Herr Staatssekretär Schlemm, sehr geehrter Senator außer Diensten, Herr Böger, sehr geehrter Herr Landesschulrat Pokall, sehr geehrte Frau Stadträtin Schultze-Berndt, liebe und verehrte Frau Dr. Kabisch (danke, dass Sie die Kraft aufgebracht haben, heute bei uns zu sein), sehr geehrter Herr Bundestagsabgeordneter Dzembritzki, sehr geehrte Damen und Herren Abgeordnete, sehr geehrte Stadträte, sehr geehrte Schulrätinnen und Schulräte, liebe Ehrengäste, liebe Kolleginnen und Kollegen, liebe Eltern, liebe Ehemalige, liebe Schülerinnen und Schüler! Ich begrüße Sie alle sehr herzlich!

Es ist uns eine große Ehre, dass aus Peking Frau Wei, die Schulleiterin der Chi Chun Li Schule, unserer Partnerschule in Peking, nach Berlin geflogen ist, um an dieser Feier teilzunehmen. Unsere enge Verbundenheit mit der Chi Chun Li Schule hat sich nun schon viele Jahre bewährt. Liebe Frau Wei, wir sind glücklich, dass unsere Schulpartnerschaft so eng und stabil ist, sie wird auch in Zukunft Bestand haben. *Tschin ai de Wei nü she, huanjing nin!* Dem freundlichen Lächeln von Frau Wei entnehme ich, dass das tatsächlich irgendwie Chinesisch war. Wüsste gern, was ich eben wirklich gesagt habe.

Besonders herzlich begrüße ich Herrn Starck und seine Frau. Herr Starck hat über zwanzig Jahre die Humboldtschule geleitet. Bei ihm habe ich (wie andere, die er damals als junge Leute frühzeitig mit Verantwortung betraute, ich nenne Herrn Tita, Herrn Reimann, Herrn Dr. Kokavec) das Schulleitungsgeschäft gelernt; seinen partnerschaftlichen Stil, der kreative Kraft bei Schülern, Eltern und vor allem im Kollegium freigesetzt hat, haben wir fortzusetzen versucht. Lieber Herr Starck, Sie haben (Ihrerseits in einer Nachfolge, nämlich der des unvergessenen Dr. Hartkopf) den Grund für die weitere Entwicklung unserer Schule gelegt. Dafür schulden wir alle Ihnen großen Dank!

Meine Damen und Herren, Sie wissen wahrscheinlich, dass ich nicht nur Lehrer, sondern auch Schüler der Humboldtschule war. Deshalb möchte ich noch jemanden begrüßen, der durch sein Vorbild, sein staatsbürgerliches Engagement und durch sein Wissen viele Schülergenerationen geprägt hat: meinen alten Geschichts- und Lateinlehrer, Herrn Studiendirektor Schubert. Lieber Herr Schubert: eine Lateinstunde von ca. 1962 habe ich noch heute in lebhafter Erinnerung. Es ging um die treffendste Übersetzung für Catulls *Odi et amo*.

Damals habe ich, im gemeinsamen Ringen um das treffende Wort, um eine Annäherung an die Wahrheit eines Textes begriffen, dass, wenn Unterricht gelingt, nicht nur nackte Informationen von

Kopf A nach Kopf B gesendet und dort testbereit verankert werden oder versacken. Vielmehr: es werden Einsichten geboren; sie entstehen in den Köpfen neu – neu übrigens nicht nur in den Köpfen der Schüler, sondern neu bisweilen auch in denen ihrer Lehrer.

Dieser Gedanke, dass Bildung viel, viel mehr ist als erfolgreiche Informationen-Übermittlung, ist bis heute für mich leitend. Er bestimmt mein Bild von Schule, Unterricht und Erziehung. Und ich wünsche mir, dass er in der neuen Zeit eines am so genannten Output orientierten Unterrichtes nicht verloren geht. Für diese Einsicht danke ich Ihnen, lieber Herr Schubert, und vielen meiner Lehrerinnen und Lehrer – *exempla docent*.

Meine Damen und Herren! Für die vielen freundlichen Worte danke ich allen Rednern von Herzen. Sie alle haben mich sehr berührt und gerührt. Gegen Kritik kann man sich manchmal verteidigen; gegen Lob sind wir machtlos. Ich versuche dennoch, mich ein wenig zu wehren:

Wir brauchen Projektionsflächen, damit Vorgänge, die im Alltagsfluss schwer fassbar sind oder schnell vergehen, kenntlich werden, Dauer gewinnen, in Erinnerung bleiben. Der Schulleiter ist so eine Projektionsfläche, ein Symbol für das, was in seiner Schule geschieht. Will sagen: vieles sammelt sich auf seinem Haupt, was andere mit ihm oder auch ganz ohne ihn, aber eben an „seiner“ Schule, bewirkt haben, was er manchmal angestoßen, manchmal befördert, manchmal wenigstens nicht behindert hat. In diesem Sinne nehme ich das Lob gerne an und reiche es dankbar weiter an meine Kolleginnen und Kollegen, aber auch an unsere Eltern und unsere Schüler.

Besonders freue ich mich über die Anwesenheit und über die Worte von Herrn Staatssekretär Schlemm. Dass er den Jubelabend eines Gymnasiums in Zeiten besucht, da Teile der Regierungskoalition auf der Suche nach einer ganz anderen, sagen wir: nach einer umfassenderen Schulform sind, die alles Differente in schöner Gleichheit aufhebt, und dass er überdies noch ein Gymnasium besucht, das zwar ganz erfolgreich, aber nach den Kriterien des *Handlungsrahmens Schulqualität* äußerst verdächtig ist (man munkelt, bei uns gebe es noch Prügelstrafe, Karzer und, schlimmer als Karzer und Strafe, mich schauderts, es auszusprechen: man sagt hinter vorgehaltener Hand, bei uns gebe es noch *Frontalunterricht*) - - - dass Sie uns dennoch besuchen, das nehme ich gern als Zeichen, dass Wert und Gewicht der gymnasialen Bildung, Rang und Produktivität der Berliner Gymna-

sien von Ihnen gesehen und respektiert werden – und dafür, für dieses Zeichen, Herr Staatssekretär, danken wir Ihnen besonders.

Meine Damen und Herren. Alternde Menschen werden bisweilen kindisch. Bei mir setzten präsenile Infantilität und mentale Reduktion vor sieben oder acht Jahren ein, als eine sehr geliebte junge Dame, damals zwölf oder dreizehn Jahre alt, mir die Harry-Potter-Welt erklärte. Die Dame ist längst erwachsen, mithin dieser Romanwelt ganz entwachsen und nur noch mit töchterlicher Nachsicht an ihr interessiert; ich aber bin zurückgeblieben, wurde bekennender Harry Potter-Fan und werde wohl nach meiner Pensionierung eine Harry Potter-Selbsthilfegruppe gründen müssen. Dies als Antwort auf die in diesen Tagen häufig gestellte Frage, womit ich meinen Lebensabend verbringen werde.

Als jemand, der neben Joanne Rowling, so heißt die Autorin, bekanntlich auch einen Sigmund Freud im Regal stehen hat, frage ich mich zerknirscht, was die Ursache dieser *unwürdigen* Sucht sein mag. Eine erste Freudsche Erklärung wäre „Identifikation“; natürlich: Identifikation mit dem weisen Direktor Dumbledor.

Ja, Direktor Dumbledores schräger Humor könnte mich reizen; seine leitende Zurückhaltung, sein ironisch distanzierendes Verhältnis zur eigenen Macht - „Macht“ in Anführungszeichen - und zum Ministerium ist hoch sympathisch; aber - ich würde es nicht mögen, auch tags im bestickten Nachthemd und mit Schlafmütze herumzulaufen. Nein, Identifikation mit Dumbledore ist meine Sache nicht.

Eine zweite Freudsche Erklärung wären Allmachtsphantasien. Der Roman lädt dazu ein. Lassen Sie mich tagträumen: Ein wenig *Wutschen und Wedeln* – dies ist die fachsprachlich korrekte Bezeichnung für die Handhabung eines Zauberstabes – und schon hätten wir so viele Lehrer, wie die Schule braucht – eine Ausstattung nicht mehr von 95, 98%, nicht von 100%, auch nicht 105, sondern eine Lehrer-Ausstattung von wunderbaren 107, vielleicht 110% – – – kein Unterricht mehr fiele aus, in schwierigen Klassen gäbe es zwei Lehrer wie im allseits bewunderten Finnland bereits in Normalklassen, ja, dank finnischer Personal-Ressourcen erreichten wir endlich PISA-feste finnische Ergebnisse; und dann noch einmal *gewutscht* und noch einmal *gewedelt*, und wir hätten Arbeitsräume und Schreibtische für Lehrer, die dann gerne bis tief in der Nacht in der Schule blieben, wir hätten pädagogische Betreuer, Mensen für die Schüler, Sportplätze, Sozialräume, pro Lehrer zwei Laptops wie

tatsächlich in der Schule von Frau Wei – kurz, wir hätten all das, was in anderen Ländern der Welt, nicht nur den reichen, selbstverständlicher Normalzustand ist – – – aber halt! – – – aufwachen! – – – wir sind im armen Deutschland, wir sind im verarmten Berlin!

Das alles sich auch nur vorzustellen, das wäre zu weit weg vom Möglichen, wäre kein Tagtraum, keine entschuldbare Allmachtsphantasie, sondern eine Wahnvorstellung mit Krankheitswert, ganz und gar unpolitisch und klinisch bedenklich; kein Schulleiter darf sich solche Träumerei gestatten. Potters *Expelliarmus*-Zauber mag für den schrecklichen Voldemort ausreichen, an Sarrazin würde selbst er sich die Zähne ausbeißen.

Wutschen und *Wedeln* ist zu weit weg von der deutschen Realität. Denn da müssten sich nicht nur die Finanzminister erweichen lassen; sondern die Steuerzahler müssten bereit sein zu einer riesen-großen Kraftanstrengung, die ist, als es noch möglich war, versäumt worden.

Also, auch das ist es nicht, was mich an der Potter-Welt reizt.

Nun, es gibt eine dritte Erklärung für mein Interesse: Mich fasziniert ganz etwas anderes: es ist Hogwarts selbst, die führende *Schule für Hexerei und Zauberei*. Was für ein Institut! Das ist nicht die übliche Schülerroman-Kulisse mit mehr oder weniger netten Lehrern, mehr oder weniger netten Mitschülern, kleinen Konflikten, kleinen Rivalitäten, schnell überführten Schurken.

Sondern: in Hogwarts selbst ist im Wortsinn und in übertragener Bedeutung der Wurm drin. Rowling hat eine Schule konzipiert, die das Böse, sagen wir vorsichtiger: das Ungeordnete, das Unberechenbare, das schwer zu Zähmende – sie hat eine Schule konzipiert, die das Edle wie das Gemeine in sich birgt: eine Kammer des Schreckens, den Rassismus und Fremdenhass des Hauses Slytherin, die Bibliothek der verbotenen Bücher, in denen alle Schattenseiten der Wissenschaft zu finden sind. Rowling zeigt uns, wie Hass und Liebe und Langeweile das Verhältnis von Lehrern und Schülern kennzeichnen. Und sie zeigt als Karikatur das herrliche Scheitern der klemmbrettbewehrten Frau Umbridge, das ist eine Beauftragung des Ministeriums, die vergeblich versucht, in diesem dunklen Chaos ministerielle Leitvorstellungen zu implantieren und Lehrerleistung zu evaluieren.

Früher waren wir gewohnt, Schule als einen vom Weltgetriebe entfernten Ort zu verstehen – hier die Schule, dort die böse Welt - , als einen Ort, in dem es rein und hehr und ganz ordentlich zugeht, als einen Ort, wo die Jugend in der Begegnung mit dem Guten, Wahren, Schönen auf das eigentliche Leben „draußen“ vorbereitet wurde. Heute dürfen wir lernen, dass Schule ein Ort sei, der quasi be-

triebswirtschaftlich gemanagt werden, vorgegebene Standards erreichen und arbeitsmarktfähigen Output produzieren soll.

Beide Auffassungen deuten Schule als etwas durchgängig Vernünftiges, Beherrschbares, rational zu Handhabendes; sie verstehen das Unklare, das Ambivalente im Lehren und Lernen als Störung eines an sich klaren Prozesses – als Sand im Getriebe.

Beide Auffassungen, die idealistische und die organisationsorientierte, verkennen damit, dass dieses Unwägbar, das als Unterrichtsstörung durch Schüler oder Unterrichtsstörung durch Lehrer, als unerwartete Frage, als Querdenken, als Zuneigung oder Ablehnung, als Langeweile zutage tritt, ein unablässiger und nicht wegzubügelnder Bestandteil **jeder** Begegnung mit dem Wissen und mit den das Wissen vermittelnden Menschen ist.

Zugespitzt: den computergleichen, reinen, klaren zweckrational ablaufenden Unterricht; den gibt es nur partiell und niemals auf Dauer.

Darüber steht freilich nichts in den Output-Optimierungs-Handbüchern für Manager und nichts bei den zahlensüchtigen Forschern der empirischen Pädagogik, die ja nur das Berechenbare in den Blick nehmen. Hilfe bieten uns eher Autoren, die heute gar nicht mehr *en vogue* sind, das sind die Denker der geisteswissenschaftlich orientierten Pädagogik, Humboldt natürlich oder Eduard Spranger. Von ihm stammt ein wunderbares Buch, es erschien vor fünfzig Jahren: *"Das Gesetz der ungewollten Nebenwirkungen in der Erziehung"* – der Titel sagt nichts anderes als dies: das einzig Gesetzmäßige im Felde der Erziehung, das einzig Gewisse ist Ungewissheit über das, was man wirklich bewirkt.

Dies ist wohl auch der Grund, weshalb Sigmund Freud den Beruf des Lehrers als einen der „unmöglichen“ Berufe bezeichnet hat – neben dem Beruf übrigens, *to whom it may concern*, des Politikers, der es ständig mit ungewollten Nebenwirkungen zu tun hat, weil sich das Konkrete, das wirkliche Geschehende, dem immer nur allgemeinen Sein-Sollenden entzieht.

Nun war ich lange genug Stellvertretender Schulleiter, um zu wissen, dass keine Schule auch nur einen Tag bestehen könnte ohne Planung, die oft gescholtene Bürokratie ist überlebensnotwendig. Ich war auch Ausbilder von Referendaren und weiß durchaus, dass man keine Stunde als zielfreies Gequatsche halten sollte. Und selbstverständlich müssen elementare Kompetenzen zielorientiert und testfähig angesteuert und überprüft werden; das tun wir doch bis zur Erschöpfung und viele von

uns darüber hinaus. Hier haben auch Vergleichsarbeiten ihren Sinn. Etwas anderes ist es mit **komplexen** Kompetenzen; ich habe die Erfahrung gemacht, dass sie sich bei der intensiven Beschäftigung mit wichtigen Inhalten nahezu von selbst ergeben.

In dem, was Presse, Bildungsforscher, Bildungspolitiker und ihre Verwaltungen über Lehre und Lernen äußern, wird nun der Eindruck erweckt, als gäbe es das fruchtbare Unwägbar, jene *ungewollten Nebenwirkungen* Sprangers nicht, als könne man sie vernachlässigen, als seien sie bedeutungslos.

Das sind sie beileibe nicht. Sie sind, behaupte ich, der eigentliche Raum der Bildung. Wenn Sie so wollen: Bildung geschieht auch und vor allem im Unerwarteten, im Unberechenbaren, im Zwischenraum.

Den Grund dafür habe ich bereits vorhin genannt, als ich die Wirkung einer Lateinstunde bei Herrn Schubert beschrieb. Damals ging um einen Satz Catulls, der etwa so zu übersetzen ist: *„Hassen muss ich lieben. Warum, fragst Du. Weiß nicht. Fühl es geschehen. Gefoltert.“*

Selbstverständlich gibt es einen harten Kanon fester Kenntnisse, den ein Lehrer vermitteln, über den der Schüler verfügen muss. *Amo, amas, amat, amamus, amatis, amant.* Oder die Formel für den Flächeninhalt eines Dreiecks. Das sind Informationen.

Aber sich damit auseinanderzusetzen, was Catulls Satz meint; **angefasst zu werden von dessen existenzieller Bedeutung** für jeden Menschen, der kein Stoffel ist; die Entdeckungsfreude zu erleben, wenn die Flächenformel entwickelt wird, die Zerlegung in rechte Winkel, das Erkennen des Rechteckes, dessen Halbierung – **das ist etwas anderes als Information, das ist etwas, das tief in die Person eingreift** und das in der Regel nur dann zustande kommt, wenn die am Erkenntnisprozess Beteiligten mehr einbringen als trockenen Verstand, mehr als ein: „Das ist so“, Friss es.“ Will sagen, dieses Engreifende kommt zustande, wenn der Lehrer seine eigene Entdeckungsfreude, seine eigene Leidenschaft spüren lässt und eine Atmosphäre schafft, in der der Schüler sich auf das einzulassen bereit ist, was die kleinen Sicherheiten, in denen wir zufrieden leben möchten, verändert - in letzter Instanz also: **sich einzulassen auf ihn, den Lehrer, und über den Lehrer auf die Sache.**

Und damit sind wir im Bereich der Affekte, die bei diesem Vorgang unabweislich auftauchen als Anerkennung, als Vertrauen, als Liebe, als Ablehnung, als Freude, als Angst – sie sind der Preis dafür, dass es bei der Bildung immer wieder ans Eingemachte geht.

Das heißt: zur Bildung gehört die menschliche Beziehung– nicht nur in dem trivialen lernpsychologischen Sinn, dass ein lächelnder Lehrer erfolgreicher ist als ein grimmiger. Sondern so: damit Wissen wirklich haften bleibt, bedarf es des pädagogischen Eros. Wenn er nicht da ist, wenn der Schüler den Lehrer nicht achtet und wenn der Schüler vom Lehrer nicht geachtet wird, wenn es die **Zuwendung** nicht gibt, dann fruchtet auch der raffinierteste und effizienteste Unterricht gar nichts.

Um dieses affektive Feld zu wissen, es zu ertragen und es einer Ausrichtung an einem Bildungsziel zu unterstellen - das heischt eine ganz andere Professionalität als die, die zur Zeit bei den Lehrern vermisst wird, denen man unverschämterweise vorwirft, sie hätten bisher nicht professionell gehandelt.

Mir scheint, dass man mit einem neuen Professionalitätsbegriff das Irrationale des Subjektiven aus dem Lehren und Lernen austreiben will, den Lehrer auf seine Rolle als Arrangeur des Lernprozesses reduzieren will, auf eine Rolle als Coach.

Muße, die eine Voraussetzung dafür wäre, dass mehr Zuwendung möglich ist, ist zu teuer – diese Pädagogik rechnet sich nicht.

Ich gebe dagegen zu bedenken: Es könnte ja auch sein, dass ein weniger zielgerichteter, weniger effizienter Bildungsweg, dass ein wenig mehr Humboldt sich letztlich viel bezahlter macht als der neue effiziente Ausbildungsweg, weil Humboldts These noch immer nicht widerlegt ist, dass der in seinem Sinne allgemein Gebildete, wo auch immer er später arbeiten wird, kreativ sein wird, ja, dass er die heutige Forderung der Befähigung zum lebenslangen Lernen längst erfüllt.

Dafür freilich bedarf es einer Schulorganisation, die dem Interhumanen, dem nicht immer Effektiven, mehr Raum gibt – etwas mehr Hogwarts bitte. Und so wünsche ich mir, wenn ich denn doch noch einmal Wutschen und Wedeln darf, eine Schulinspektion der Berliner, der deutschen Schulen unter der Untersuchungsfrage, wie diese Schulen ausgestattet sind, **welche Lehrer-Ausstattung, welches Zeitbudget sie haben für unser wahres Kerngeschäft: die Zeit kostende Zuwendung zu unseren Schülern, auf dass sich Bildung ereigne.**

Aber das Schöne ist: sie ereignet sich dennoch. Zwar können wir in den Schulen nicht wirklich flicken, was an anderer Stelle durch gesellschaftliche Fehlentwicklungen und auch durch Fehlentscheidungen zerrissen worden ist.

Aber warum sprechen wir so wenig von dem, was wir trotz dieser Umstände leisten, warum sprechen wir so viel von unseren angeblichen Schwächen, so wenig von unseren Stärken? Warum sind wir nicht stolz auf das, was an unseren Schulen – und nicht nur an den so genannten Leuchttürmen - tagaus tagein geleistet wird? Unsere Elftklässler sind im Ausland nicht schlechter als die Schüler des Gastlandes, eher besser. Wir haben in Berlin die höchste oder eine der höchsten Abiturientenquoten der Bundesrepublik. Das soll uns Bayern erst einmal nachmachen. Gerade in Reinickendorf, kann man besichtigen, was Lehrerkollegien leisten: spannende und reiche Angebote, besondere Profile sind in den letzten Jahren nicht nur an den Gymnasien entstanden.

Als ich vor ein paar Tagen an der Vorbereitung dieser Abschiedsworte saß, erreichte mich ein merkwürdiger Brief. Darin war eine nackte CD ohne Titel. Im Begleitbrief stand nur: „Überraschung!“ Ich hörte: Schulchorgesang, reichlich schräg, Schulorchester-Gewabere unklarer Tonart, beides nicht dem Wohlklang vergleichbar, den wir heute erleben. Ich hörte eine kluge und etwas lange Lehrerrede über den Wert des Lateinischen. Ich hörte eine junge Stimme, einen Schüler offenbar, der nicht ohne Ironie etwas über Bildung sagte, über die Notwendigkeit, nicht in Dogmen und vorgefertigten Wahrheiten zu erstarren.

Ich begriff, es waren Abiturreden: Lehrerrede, Schülerrede; ich begriff erst sehr spät: die junge Stimme, das war meine eigene. Der Absender hatte einen Mitschnitt unserer Abiturfeier von 1963 ausgegraben, bei der ich die Schülerrede hielt.

Das meiste, was ich in den letzten Jahren schrieb und sagte, findet sich im Ansatz schon da. Was lehrt uns das? Dass ich mich nicht weiter entwickelt habe? Oder, und das hoffe ich: dass ich als Humboldtschüler von Fragen berührt worden bin, die wir nicht aufhören dürfen zu stellen, immer wieder.

Jetzt kann ich mich nur noch bei all denen bedanken, die mit mir diesen Weg gegangen sind, den Eltern, den Schüler und vor allem: bei diesem Kollegium. Sie haben es mir leichtgemacht, Ihr Chef zu

sein. Vielleicht auch deshalb, weil ich nicht immer Chef sein und das ganz Unerreichbare, wie zum Beispiel die Wahrnehmung der Pausenaufsichten, gar nicht erst durchzusetzen versuchte.

Ich habe in meiner Amtszeit auch Fehler gemacht. Ich entschuldige mich bei denen, die ich gekränkt habe; es geschah eher aus Ungeschick, selten aus habitueller Bosheit. Ich habe bisweilen Erwartungen geweckt, sei es bei Schülern, sei es bei Kollegen, auch bei Eltern, die ich dann nicht eingelöst habe oder nicht habe einlösen können oder schlicht vergessen habe. Auch dafür bitte ich um Entschuldigung.

Ich wünsche auch, ich hätte noch deutlicher jene Kolleginnen und Kollegen anerkannt, die oft an der Grenze des Leistbaren ihre Arbeit, ihre Pflicht getan haben, aber nicht durch spektakuläre außerunterrichtliche *highlights* glänzen konnten oder wollten. Sie mochten den Eindruck gewinnen, ihre Arbeit werde weniger geschätzt. Das ist ganz falsch. Ohne diese hervorragende Arbeit im Kerngeschäft wäre unsere Schule nicht das, was sie ist.

Ich wollte, ich hätte mehr erreichen können - vor allem bei dem Versuch die Raumnot, die nervende gedrängte Enge in einem Schulgebäude zu mildern, das für 600 Schüler gedacht, aber von 1.200 belegt ist.

Ich habe vielen Menschen auch hier im Raum zu danken, die der Schule geholfen haben. Ohne sie hätten wir nicht die Schnellläuferklassen, ohne sie hätten wir nicht Technik und Natur, ohne sie gäbe es nicht Englisch als Arbeitssprache und Chinesisch. Ohne Hilfe im Bezirk hätten wir nicht die Räume in der Hatzfeldtallee, hätten wir nicht das Grüne Haus. Ohne die Kooperation des Bauamtes wäre die Enge noch unerträglicher. Dafür bedanke ich mich.

Mein Dank gilt auch den Eltern unserer Schule! Eltern gelten ja manchmal als der natürliche Feind des Lehrers. Das ist hier nicht so. Nie waren wir auch nur in der Versuchung, eine Abwehrhaltung einzunehmen, wenn Elternaktivitäten, Elternwünsche, Elternkritik zu Debatte standen. Was wäre die Schule ohne die Aktivität unserer Eltern – ich erinnere mich an den Sternmarsch, die Brötchenschmiede, der Förderverein, Hoffeste und ein wunderbares Engagement Tag für Tag.

Auch unseren Schülern gilt mein Dank. Ich höre immer wieder aus dem Kollegium, dass es froh ist, mit euch arbeiten zu können. Es sind übrigens die glücklichsten Stunden eines Lehrers, wenn er mit seinen Schülern etwas entwickeln, ja von ihnen lernen kann. Ich habe dies sehr oft erleben dürfen;

dafür danke ich euch. Allen Abiturientinnen und Abiturienten, die in diesen Tagen ihre Arbeiten schreiben, halte ich die Daumen.

Schließlich bedanke ich mich bei allen, die diese Abschiedsfeier organisiert haben: bei den Musikern, bei allen, die gesprochen und gelesen haben, bei all jenen, die im Hintergrund wirkten, bei den drei Moderatoren, die in dieser Dreierheit: Eltern-Schüler-Lehrer den Geist der Gemeinsamkeit unseres Hauses verkörpert haben. Besonders gefreut habe ich mich auch über die wunderbare Schulzeitung humBoldt, die ich Ihrer Aufmerksamkeit empfehle.

Ein ehemaliger Schüler schrieb vor Jahren in unserer Schulzeitschrift „HUM BOLDT“: man muss dem Glück viele Angriffsflächen bieten. Der Satz ist mein Wahlspruch geworden. Um das tun zu können, muss man bereit sein, Veränderungen, Neues auch als interessante Möglichkeit wahrzunehmen und nicht ängstlich im Gewohnten erstarren. Dieses Glück, die Bereitschaft und Fähigkeit, es wahrzunehmen, und die viel größere und wichtigere Fähigkeit, es auch zu ergreifen, wünsche ich meiner Humboldtschule, dem Kollegium, den Eltern, allen Schülern.

Ich bin sicher, dass die Crew, die seit Jahren die Humboldtschule leitet, (unser aller Wunsch ist: bald unter der Leitung von Dr. Kokavec), unseren Weg weiter geht und ich bitte alle, die uns gewogen waren und gewogen sind, ihr Vertrauen auf diese Crew und auf meinen Nachfolger zu übertragen – eigentlich ändert sich doch gar nichts, wer mit mir zu tun hatte, hatte schon immer mit ihnen und vor allem: mit diesem wunderbaren Kollegium zu tun.

Meine guten Wünsche begleiten Sie, begleiten euch.

Vielen Dank für Ihre Aufmerksamkeit.